

ZWEITER TEIL

Wissenschaftliche Sitzung der Versammlung der Akademiemitglieder
am 26. November 2010

Jürgen Trabant

Einführung

Liebe Kolleginnen und Kollegen, ich darf Sie ganz herzlich begrüßen zur Fortsetzung unserer Debatte. Ich werde zunächst eine kleine Erinnerung geben an das, was wir in der Julisitzung besprochen haben. Anschließend hören wir vier Statements, nämlich von Frau Windbichler und den Herren Ash, Knobloch und Rheinberger. Im Anschluss daran kommen Mitglieder zu Wort, die sich bereits in der letzten Sitzung gemeldet hatten, aber aus Zeitgründen nicht mehr zum Zuge gekommen waren.

Im Rückblick auf die letzte Sitzung ist mir ein Satz unseres Mitglieds Mittelstraß besonders wichtig, nämlich dass eine Akademie eine Institution ist, in der sich die Wissenschaft selbst anschaut. Die Frage nach der Sprache in der Wissenschaft ist tatsächlich ein Herzstück dieser Selbstreflexion: „... in der Akademie reflektiert die Gesellschaft ihr wissenschaftliches Wesen. Die Wissenschaft erkennt sich selbst und die Gesellschaft ihre Zukunft, die ohne Wissenschaft, die nach ihren eigenen Regeln lebt und arbeitet, nicht zu haben ist.“ In unserer Reflexion über Sprache findet also Selbstanschauung von Wissenschaft statt.

Ich hatte das letzte Mal vier Fragen gestellt. Erstens: Welche Rolle spielt die Sprache bei der Erzeugung wissenschaftlicher Erkenntnisse? Zweitens: Wie hängt die Rolle der Sprache mit der Einheit der Wissenschaften zusammen? Drittens: In welcher Sprache verkehren wir hier in der Akademie miteinander? Und viertens: Welche Sprache spricht die Wissenschaft an ihren verschiedenen gesellschaftlichen Orten? Kaum behandelt worden sind die Fragen 2 und 3, wohl aber die Fragen 1 und 4. Vor allem die Frage nach der Sprache bei der Erzeugung wissenschaftlicher Erkenntnisse ist in den Statements behandelt worden.

Ich will kurz auf diesen ersten Punkt eingehen, also auf die Frage der Sprache bei der Erzeugung wissenschaftlicher Erkenntnisse. Das war vor allem Thema in den Beiträgen von Herrn Ziegler, von Herrn Duddeck und von Herrn Gethmann.

Die Ergebnisse der letzten Debatte will ich in Bezug auf unsere Fragestellung zuspitzen. Zunächst zur Rolle der Sprache im wissenschaftlichen Prozess: Herr Ziegler hatte auf einen zentralen Punkt hingewiesen, nämlich dass Wissenschaft, und insbesondere die Mathematik, die Begriffe festlegen, präzisieren, sozusagen ‚ewig‘ machen muss. Sie muss sie aus

dem herauslösen, was natürliche Sprache ist, nämlich unendlicher Fluss. Sie muss sie aus der Geschichte der Sprache herausnehmen und fixieren. Deswegen sind die Begriffe der Mathematik ganz nah bei den Formeln. Die Formeln haben genau diese Art von Festlegung und Präzisierung, die mathematische Wörter haben müssen. Aber Herr Ziegler hat interessanterweise gar nicht über Formeln und Begriffe *in* der Mathematik gesprochen, sondern über etwas, was ihn empört, nämlich wie diese Begriffe und Formeln in die Alltagssprache zurückkehren, wie sie sozusagen – und er hat das Missbrauch genannt – von der Umgangssprache zurückerobert werden. Hier handelt es sich um die übliche Renaturalisierung von Begriffen in der Umgangssprache. Umgangssprache funktioniert so. Sie funktioniert gerade anders als wissenschaftliche Sprache. Der „Missbrauch“ ist Renaturalisierung oder Zurückführung wissenschaftlicher Termini in die natürliche Sprache und zeigt die Differenz zwischen beiden Sprachspielen deutlich auf.

Herr Duddeck hat uns gezeigt, dass einerseits das Denkinstrument der Techniker eher die Zeichnung ist als das Wort, jedenfalls bei der Produktion von Erkenntnissen, im kognitiven Prozess. Er hat andererseits gezeigt, dass die Wortsprache das Entscheidende ist, wenn Techniker ihre wissenschaftlichen und technischen Produkte in die Gesellschaft vermitteln müssen. Im Dialog der Technik mit der Gesellschaft, nach außen, hat die Wortsprache die zentrale kommunikative Funktion.

Herr Gethmann hat schließlich gezeigt, dass das wissenschaftliche *Tun* insgesamt tief in Sprache eingebettet ist. Er hat uns daran erinnert, dass Sprache nicht nur aus Wörtern oder einzelnen Begriffen besteht, er hat einen pragmatischen Sprachbegriff eingeführt und Wissenschaft insgesamt als ein komplexes Sprachspiel gekennzeichnet. Er hat den Terminus nicht benutzt, aber ich benutze jetzt einmal diesen wittgensteinschen Ausdruck, und ich glaube, ich interpretiere ihn da nicht falsch. In diesem Sprachspiel kommen natürlich bestimmte Sprachen vor, Deutsch, Englisch, Russisch usw.; die Sprachen sind immer plural. Es gibt nicht „die“ Sprache der Wissenschaft, sondern wir müssen uns entscheiden für eine Sprache der Wissenschaft. Die Pluralität der Sprachen ist also eingebettet in die Sprachlichkeit der Wissenschaft. Die Frage, die Herr Gethmann anschließend gestellt hat, finde ich als Linguist sehr interessant, weil wir Linguisten niemals wagen würden, diese Frage zu stellen. Vielleicht, so hat er gefragt, sind nur bestimmte Sprachen für Wissenschaft geeignet? Das darf ein Philosoph fragen. Er hat die Frage dann allerdings weitergereicht an die Sprachwissenschaftler, die einmal feststellen sollten, ob bestimmte Sprachen für Wissenschaft geeignet sind. Er vermutet, dass vielleicht nicht alle der immerhin noch 6.000 Sprachen auf der Welt für Wissenschaft geeignet sind.

Das Sprachspiel Wissenschaft nutzt nach Gethmann die innere Vielfalt einer natürlichen Sprache, das Sprachspiel Wissenschaft ist nicht nur die eindeutige Bezeichnung eines Gegenstands in der Welt – wie Herr Ziegler gezeigt hat –, sondern es spielt sozusagen die Sprache insgesamt indem es die verschiedenen Stile von Sprache wahrnimmt, ja sogar auch poetisch ist. Und schließlich hat Herr Gethmann darauf hingewiesen, welche Einschränkung es bedeutet, wenn wir dieses Sprachspiel nicht in der uns am besten zur Verfügung stehenden Sprache betreiben – oft ist das die Muttersprache –, sondern wenn wir es beispielsweise in einer Zweitsprache tun müssen, die wir später gelernt haben und über die wir nicht in demselben Maße verfügen wie über die am besten beherrschte Sprache.

Ich möchte in diesem Zusammenhang noch an einen Moment in der Diskussion erinnern, der mich besonders befriedigt hat, nämlich als Herr Hertel sagte, dass er gerade ein physikalisches Lehrbuch auf Deutsch geschrieben habe; das sei ein phantastisches Erlebnis gewesen. Daran hat mich natürlich gefreut, dass ein Naturwissenschaftler, der nur noch auf Englisch schreiben darf, eine besondere Freude hatte, in der Sprache, die er am besten kann, ein Buch zu schreiben. Als Geisteswissenschaftler haben wir zum Glück immer noch diese Freude, und wir wollen sie uns übrigens auch nicht nehmen lassen.

Damit waren wir bei der Englischfrage, dem zweiten Schwerpunkt unserer Debatte. Dabei ging es um den kommunikativen Ort von Wissenschaft: Wann ist Englisch angemessen, oder müssen wir immer Englisch schreiben/sprechen/denken? Herr Kliegel hat in seinem Beitrag schön gezeigt, dass in der Psychologie einerseits die englischen Publikationen zunehmen, jedenfalls relational, dass aber das Deutsche in den psychologischen Publikationen immer noch eine sehr wichtige Rolle spielt. Für die wissenschaftliche Kommunikation stellt das Englische eine Ausweitung des kommunikativen Raumes dar; die Internationalisierung der Psychologie – auch gerade der deutschen Psychologie – verläuft natürlich via Englisch. Das Interessante ist aber, dass sich im Inneren der Disziplin eine Differenzierung nach Grundlagenforschung und Anwendungsforschung vollzieht. In der Anwendungsforschung, die sich nicht unbedingt an die internationale *community*, sondern an die Gesellschaft richtet, dominiert noch das Deutsche. Ich vermute, dass das eine Differenzierung ist, die auch für viele andere Wissenschaften gilt.

Herr Bredekamp schließlich hat uns gezeigt, dass die Kunstgeschichte durch die historische Entwicklung des Fachs eigentlich fünf verschiedene Sprachen hat: Lateinisch, Französisch, Italienisch, Deutsch, Englisch. Und dass diese Wissenschaft diese fünf Sprachen auch braucht. Er hat gezeigt, dass die Reduktion der Kunstgeschichte auf eine einzige Sprache

ziemlich dramatische Konsequenzen hat, denn es werden nicht nur die sprachlichen Ausdrucksmöglichkeiten reduziert, sondern es wird ein ganz erheblicher Teil von Wissen einfach zerstört. Die Kathedrale von Speyer, die von der deutschsprachigen Romanik-Forschung bearbeitet wird, würde dann sozusagen mundial und global nicht mehr existieren. Die kommunikative Reichweite wird natürlich durch das Englische erweitert, aber gleichzeitig bedeutet die Reduktion auf diese Sprache, jedenfalls für die Kunstgeschichte, durchaus eine kognitive Verarmung.

Der Bredekampsche Beitrag hat in der Diskussion die Leidenschaften erregt. Ich denke, wir können an dieser Stelle unsere Debatte weiterführen.